

13. Mai 2025

Mein *Studio* in einer ehemaligen Fabrik im Südschwarzwald ist das ehemalige Betriebsratsbüro. Es ist zweiundzwanzig Quadratmeter groß. Es gibt wertige Einbauschränke aus den 70er Jahren und einen Büroschreibtisch aus den frühen 90ern. Es gibt zwei Bürostühle, einen blechernen Büroschrank sowie den cognacfarbenen Ledersessel, den ich vor rund fünf Jahren in der Hoffnung kaufte, ich würde ganz besondere Einfälle darin haben. Außerdem gibt es einen Bildschirm und einen Drucker auf dem Büroschreibtisch.

Ohne ein paar Stative, die herumstehen, würde wenig die Bezeichnung *Studio* oder *Fotograf* rechtfertigen. Es ist doch eher ein Büro, und warum nicht das eines Betriebsrates? Es ist gemütlich mit den Holz- und Cognac-Tönen. Wenn's Zoff im Betrieb gibt, könnte man sich im Ledersessel niederlassen und bis Ende der Schicht mit dem Betriebsrat Kaffee mit Schuss trinken. Man würde über den Kapitalismus philosophieren. Ob er nun oder doch eher nicht. Über die Entfremdung von der Arbeit, die Globalisierung und *den* Asiaten, der einfach über Nacht all die Textilfabriken abgebaut hat, die einmal im Wiesental standen.

Der Blick geht durch hohe Fenster über die Dächer der ehemaligen Produktionsstätten, begrenzt nur von den grünen Ausläufern des Südschwarzwaldes und einem blauem Himmel darüber.

Die Flächen der ehemaligen Fabrik werden inzwischen an Unternehmen und Kleinunternehmer vermietet. Es ist alles andere als eine Kreativoenklave: gerade das macht es so reizvoll. Es gibt zwar eine Handvoll Künstler oder, wie man sie hier nennt,

Chünschtler. Sie machen irgendetwas. Solange sie die Arbeitsabläufe diverser Handwerkerbetriebe von Baumpflege über Yogakissenherstellung bis Heizungsbau nicht stören, können sie tun, was sie wollen. Was Kunst im übrigen sein soll, kann hier wie überall anders auch niemand genau sagen.

Allerdings weiß man hier ziemlich intuitiv, dass eine Fotografie, die nicht nach einer Fotografie aussieht, keine Fotografie sein kann. Als ich das Studio anmietete, sagte ich, ich sei Fotograf. Erstens stimmt das. Zweitens dürfte ich mich seit 2004, als der Ausbildungszwang für Fotografen im Rahmen der Arbeitsmarktreformen fiel, selbst dann Fotograf nennen, wenn ich gar keiner wäre.

Mein Studionachbar, der Faller Fritz, ist Steuerberater. Wenn er mich zu Beginn jemandem vorstellte, strahlte er tüchtig und sagte:

„Das isch der Til Hähne. Der isch Fotograf.“

Es klang wie: *Der ist einer von uns.* Irgendwann musste ich heraus mit der Wahrheit. Genauso, wie die Fotografie unter einer Art umgekehrten Ikonoklasmus leidet, der darin besteht, den bewussten Blick durch die Entladung von Milliarden Bildern zu zerstören, die durch den Digitaläther flitzen - ein *Ikongasmus*, wenn man so will, leide ich oft darunter, wirr alles zu sagen, um nichts zu sagen. Also erzählte ich dem Faller Fritz, warum man nach Cartier-Bresson oder spätestens seit 2007 keine Fotografien mehr machen könne. Warum sich das Fotografieren im Grunde genommen verbiete, wenn man bedenke, dass...auch der Nordschwarzwälder Thomas Ruff etwa habe zwanzig Jahre lang keine Fotos mehr gemacht. Und so weiter. Völlig verquastet. Mehrminütiges mäanderndes Gekreisel mit einem ganzen Dickicht an Relativsätzen, wie aus dem Mund des verkrachten Werksstudenten mit einer deutlich zweistelligen Anzahl

an Semestern, der beim Betriebsrat sitzt und einen auf Überbau macht. Ich weiß, wovon ich spreche.

All das, nur um zu sagen:

„Ich mache keine Fotos mehr, um Fotos zu machen.“

Vielleicht, um mich wieder auf den rechten Pfad zu bringen, wies der Faller Fritz auf eine echte Fotografie in seinem Steuerberaterbüro hin: das Bild eines Fendt-Traktors zwischen Heuballen im Abendsonnenlicht, irgendwo zwischen Ried und Raich im Kleinen Wiesental. Der Fotograf muss zwar ziemlich stark mit Saturations- und Klarheitsregler gespielt haben, aber die Fotografie zeigte eindeutig: Traktor, Heuballen, goldene Stunde.

Hier, wo ich jetzt lebe, ist ein Fotograf jemand, der das *Ding an sich* so festhält, wie es für alle ist und wie auch alle wissen, dass es ist. Punkt, Schluss aus. Genauso wie eine Fotografie, die zeigt, was ist, würde man vielleicht den Begriff *Heimat* definieren. Heimat ist, woher man ist und wo man ist. Wo anders sollte man sein?

„Das isch der Til Hehne. Der fotografiert,“ sagt der Faller Fritz inzwischen, wenn er mich jemandem vorstellt. Um allen Beteiligten weitere Peinlichkeiten bei der Bezeichnung meiner Tätigkeit zu ersparen, lasse ich jetzt die Tür zum ehemaligen Betriebsratsbüro geschlossen. Ich gebe vor, mich ganz auf meine Arbeit zu konzentrieren, sitze aber eigentlich nur im cognacfarbenen Ledersessel, warte auf einen Einfall oder führe Protokoll darüber, was auf dem Gang geschieht.

Neulich hörte ich, wie der Faller Fritz einen neuen Mieter durch den Gang führte. Sie blieben kurz vor der Tür zum ehemaligen Betriebsratsbüro stehen. Er sagte:

„Hier isch der Till Hanne. Der hät sei Büro über der ehemaligen Kantine.“